

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 28 (1948-1949)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Kampf um ein Leben der Freiheit

Anno 1946 waren hundert Jahre seit *Vinets* Tod verfloßen. Dieses Datum gab Anlaß zu verschiedenen Veröffentlichungen, von denen hier nur zwei erwähnt werden sollen: Alexandre Vinets ausgewählte Werke, in deutscher Sprache herausgegeben von Professor Dr. *Ernst Staehelin*, vier Bände, 1944/45, *Zwingli-Verlag* in Zürich (vergl. Besprechungen Februarheft 1946, S. 721, und Märzheft 1948, S. 826) und das hier besprochene Buch¹⁾. Vinet, ursprünglich französischen Geblüts, hat seine Heimat am Léman so heiß geliebt, daß ihm seine Wahl als Lehrer der französischen Literatur am Pädagogium in Basel wie ein Ruf in ein fremdes Land vorkam. Langsam, aber dann um so gründlicher lebte er sich in der Rheinstadt ein. Der Freundeskreis und die Möglichkeit, mit seinen vielfältigen Gaben am Pädagogium und auch an der Universität, sowie durch Vorträge vor einem gemischten gebildeten Publikum zu dienen, wurde immer größer, so daß ihn eine Einladung, als Professor in die Heimat zurückzukehren, schließlich nicht wenig bedrängte, obwohl er im tiefsten Grunde immer darauf gewartet hatte. Reich lag das geistige Leben vor ihm. Strömungen verschiedenster Art trat er mit großer Aufgeschlossenheit gegenüber. Lange schwankte er, ob Literatur oder Theologie seine eigenste Sphäre sei. Nur zwei Linien zeichneten sich früh schon mit aller Schärfe ab: ein unbezwingliches Streben nach Freiheit und eine kompromißlose, beinahe krankhafte Gewissenhaftigkeit.

Vinets Antrittsvorlesung in Lausanne am 1. November 1837 machte auf die Zuhörer einen ungeheuren Eindruck. Immer deutlicher erkannte er seine Lebensaufgabe: Lösung der Kirche von den Fesseln des Staates, wie sie damals geschmiedet waren. Man darf, wenn man Vinet verstehen will, nicht nur an den Kanton Waadt denken, wie die Verhältnisse damals lagen; man muß sich dessen erinnern, daß man in den Zeiten des Sonderbundes lebte und dem Sonderbundskrieg entgegenging, man muß auch verwandte Vorgänge in benachbarten Ländern in Betracht ziehen. Nur allmählich fand Vinet den Weg zur Freiheit der Kirche vom Staat, wie sie ihm vorschwebte. Mancher Kampf mußte gekämpft, manche Enttäuschung ertragen werden und dies alles bei äußerst heiklen gesundheitlichen Verhältnissen. Nur durch höchste Kraftanstrengung war es möglich, Widerstände zu überwinden und endlich die Anfänge der *Freien Kirche* des Waadtlandes noch zu erleben. Wenn Straßer ablehnt, Vinet als Gründer dieser Kirche gelten zu lassen, so tut er das mit Recht; daß er aber an ihrer Entstehung wesentlichen Anteil hatte und sie menschlich gesprochen ihm am allermeisten verdankt, bleibt unbestritten. Daß sie keine «Pfarrerkirche» werden sollte, sondern das Laienelement eine wichtige Rolle spielt, geht ebenso sehr auf seinen Einfluß zurück, wie daß die Armen besondere Wertschätzung fanden, wenn sich auch vornehme Kreise in stattlicher Anzahl ihr anschlossen. Aber im Vordergrund stand ihm stets die Freiheit vom staatlichen Zwang.

Vinet war ein unermüdlicher Arbeiter, der das Bedürfnis hatte, seine Überzeugung in Büchern, Broschüren und namentlich in einem äußerst regen Briefwechsel zu Papier zu bringen. Dieser aufreibenden Anstrengung erlag der schwächliche Körper schon mit fünfzig Jahren. Wir müssen dem gelehrten Verfasser, der durch seine Zweisprachigkeit ganz besonders berufen war, über Vinet zu schreiben, für seine Gabe von Herzen dankbar sein.

Arnold Zimmermann

¹⁾ Otto Erich Straßer: Alexandre Vinet. Sein Kampf um ein Leben der Freiheit. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich 1946.

Die Briefe des Papstes Cölestins des VI.

In einer sprachlich und gedanklich vollendeten Übertragung durch den Grafen Paul Thun erschien 1948 im Amandusverlag in Wien die erste deutsche Übersetzung des Buches von Giovanni Papini: *Papst Cölestins des VI. Briefe an die Menschen*. Die Kirchengeschichte kennt nur fünf Päpste dieses Namens; der sechste, Cölestin, ist eine Phantasiegestalt, welche der große italienische Denker das aussprechen läßt, was ihn zu tiefst bewegt. Schon einmal hat Papini einen ähnlichen Kunstgriff angewendet: Vor etwa 20 Jahren hat er sich in seinem *Gog* — der Name eines zu ungeheurem Reichtum gelangten self-made man, der ebenfalls nie existiert hat — mit den Forderungen der Zeit auseinandergesetzt. Aber während er damals aktuelle Fragen einer unruhigen Übergangszeit behandelte, Psychoanalyse, Sektierertum und die Lächerlichkeiten des geistigen und künstlerischen Snobismus gewisser Kreise geißelte, steigt er in Cölestin VI. zu den zeitlosen Urproblemen der Menschheit hinab und wendet sich mit tröstender Stimme an diejenigen, denen er dieses Buch widmet: An die Letzten, die im Verzweifeln noch hoffen.

Was an dieser Schrift vor allem bestrickt, ist ihr Universalismus; sie wirkt doppelt wohltuend in einer Zeit, in welcher der Hang zur Spezialisierung, zu einem geistigen Taylor-System unheilvoll den Blick für die große Linie, für die Gesamtheit der Zusammenhänge zu verschleiern drohen. Die Fülle des Wissens, die Tiefe der Erkenntnis und der glühende Wunsch, aus den Wirrnissen der Zeit einen Ausweg zu weisen, verlangt einen enzyklopädistischen Geist, erfordert auch eine Sichtung des gesamten Materials von einem weitschauenden Blickfeld aus. Daß der große italienische Philosoph sich die Tiara eines fiktiven Nachfolgers Petri aufsetzt, ist nicht nur der Ausfluß seines zweifellos leidenschaftlichen Christentums oder etwa eine ästhetische Spielerei. Vielmehr erschien ihm das Allumfassende der römischen Kirche als das richtige Forum um den hehren Gedanken, die dieses Werk durchziehen, einen passenden Rahmen zu verleihen.

Cölestin VI. ist eine Synthese aus vielen seiner großen Vorgänger. Der opferbereite Märtyrerglaube der ersten Päpste zeichnet ihn gleicherweise aus wie die fromme Inbrunst Pius V. Er trägt die Züge Bonifaz VIII., dessen mittelalterliches Weltbild von der Abgrenzung der irdischen und überirdischen Machtsphären auch das seine ist. Er kennt die Scholastik, Augustinus und Thomas von Acquin ebenso wie die großen Häresien, verfügt über die diplomatische Weisheit Leo XIII., wendet sein väterliches Herz der Lösung der sozialen Frage zu und weiß von dem unendlichen Leid der gebombten Städte. So entrollt sich in zeitlosen, aus der Ewigkeit genommenen Worten ein Bild unserer Zeit, wie es wirklichkeitsnäher nicht dargestellt werden kann. Papini wendet sich an die Reichen und an die Armen, an die Dichter und an die Frauen, an die Regierenden und die Untertanen, an die Juden und an die Menschen ohne Gott. Am hinreißendsten von allen diesen formvollendeten Artikeln ist vielleicht der an die Theologen gerichtete. «Die Theologie, diese Königin dieser Wissenschaften, ist zu einer Geheimsprache der Eingeweihten geworden, die aus alten Beständen zehrt, statt fortschreitend Neues zu gebären», heißt es an einer Stelle ... und «Weshalb ist die heilige Theologie heute unter den Menschen so wenig populär? Viel zu lange schon hat sie unter euch kein genialer Geist mehr gefunden, der auf neuen Wegen zu dem einen und einzigen Ziel hinanführt». Diesen Stichproben ließen sich zahllose hinzufügen, die beweisen, daß Papini kein klerikales Buch geschrieben hat. Der Stil der Kirchenväter, die Sprache der Evangelien und eigenes Gedankengut vermählen sich zu einer nahtlosen Einheit von seltener Schönheit, zu einem christlichen Bekenntnis von eindringlichster Wucht, das seine Krönung im letzten Brief, in der Bitte an Gott findet. Hier wird der Philosoph zum Dichter, hier legt Papini das Rüstzeug seiner Gelehrsamkeit ab und betet als Knecht der Knechte Gottes zu seinem Schöpfer: «Mein Herz hat sich freigeredet von all den vielen Worten, mit denen die marternde Qual der Zeit es bis an den Rand gefüllt hatte. Ich wage es, Dich, den heiligen Geist, um den Trost der Erlösungsvollendung anzuflehen».

Erwin v. Mittag

Weltgeschichte

Der Aufstand der Dekabristen

In der russischen Reihe der *Artemis-Bibliothek* folgt auf die zweibändige *Russische Geschichte* von Kljutschewskij¹⁾ die Darstellung eines scheinbar wenig bedeutsamen Ereignisses, des Aufstandes der *Dekabristen* in Petersburg im Dezember 1825²⁾. Um was handelt es sich? Mitglieder des russischen Adels, meist Offiziere, Anhänger liberaler Ideen, die sich seit einer Reihe von Jahren in Geheimgesellschaften zusammengeschlossen hatten, benutzten die Verwirrung nach dem Tode Alexanders, um mit einem Teil der Garde gegen die Besteigung des Thrones durch Nikolaus I. zu demonstrieren. Sie hofften, durch eine Kundgebung des Volkswillens, verfassungsmäßige Zustände herbeiführen zu können. Die Erhebung, der es an einer zielbewußten und weitblickenden Leitung fehlte, wurde durch einige Kartätschsalven niedergeschlagen. Nikolaus I. verhängte ein fürchterliches Strafgericht über die Beteiligten. Die Führer fanden den Tod durch den Strang; die Mitläufer wurden nach Sibirien verbannt. Die nachhaltigste Wirkung des Aufstandes aber lag in der gesteigerten Furcht des Zaren vor weiteren revolutionären Bewegungen, die ihn zu einer Verstärkung seiner Willkürherrschaft veranlaßte.

Wenn auch das Ereignis keine Wende darstellt und — außer der angedeuteten — keine direkte historische Wirkung ausstrahlt, ist es für den Historiker doch bedeutsam, weil es tief in die Problematik der russischen Geschichte hineinleuchtet. Welche andere Generation hätte im Stande sein sollen, in Rußland freiheitlichere Verhältnisse zu schaffen, wenn nicht diejenige, die in der liberalen Periode der Regierungszeit Alexanders aufgewachsen, durch ihre Lehrer im Geiste der Aufklärung erzogen und in den Befreiungskriegen mit dem Westen unmittelbar in Berührung gekommen war, jene Generation, der Alexander, zum Dank für ihre unbegrenzte Opferbereitschaft bei der Abwehr der napoleonischen Invasion, größere Freiheit versprach? Wie sehr mußte die Soldaten und Offiziere, die voller Hoffnung auf eine bessere Zukunft in die Heimat zurückgekehrt waren, der reaktionäre Kurs, den ihr Kaiser als Haupt der Heiligen Allianz nach 1815 einschlug, verwirren und schließlich, als sie erkannten, daß sie getäuscht worden waren, erbittern! Die Fähigsten und Edelsten fanden sich zu gemeinsamen Beratungen, wie der Fortschritt dennoch verwirklicht werden könnte, zusammen. Jetzt mußte sich zeigen, ob der aufgeklärte Adel, die führenden intellektuellen Kreise stark genug waren, um eine politische Umwälzung herbeizuführen und den daraus hervorgehenden neuen Staat zu tragen. Der 14. Dezember verneinte diese Frage eindeutig. So viel ideales Streben, persönlicher Mut und Menschenwürde aus den Zeugnissen der Dekabristen spricht, so unklar sind ihre Ziele und vor allem die Wege zur Verwirklichung des Erträumten. Es sind Schwärmer und in einem gewissen Sinne Märtyrer der Freiheit, aber keine politischen Kämpfer. Sie erwogen zwar den Zarenmord, schreckten aber vor der Konsequenz ihrer eigenen Gedanken zurück. Der mißlungene Aufstand beweist, daß die geistig und gesellschaftlich einzig in Frage kommende Schicht nicht fähig war, das Los der Bauern und Soldaten zu verbessern, die Willkürherrschaft des Zaren durch Verfassung und Gesetz einzuschränken und Rußland auf den Weg der Republik zu führen. Trotzdem gebührt den Dekabristen Ehrfurcht; denn sie sind mit dem Leben für ihre Überzeugung eingestanden. Schwer fällt die Schuld auf jene Andern, die, kraft ihrer Bildung, die politischen Notwendigkeiten hätten einsehen können, aber aus persönlichem Nutzen sich an das bisherige System klammerten. So wurde das keimende politische Leben wieder erstickt, bis ein Jahrhundert später eine gewaltige Eruption Adel und Bürgertum hinweglegte und damit die Möglichkeit für neue, radikale Experimente schuf. Verfasser und Herausgeber erblicken im Dekabristenaufstand den Ursprung der revolutionären Bewegung in Rußland. Sie übersehen aber den Abgrund, der diese Aufklärer in personeller und ideeller Hinsicht von den Kommunisten des Jahres 1917 trennt.

¹⁾ Siehe Besprechung Februarheft 1946, S. 725/726.

²⁾ Michael Wolkonskij: Die Dekabristen. Artemis-Verlag, Zürich 1946.

Das vorliegende Buch hat den Vorzug, daß es uns, nach einer knappen Übersicht über die Begebenheiten, aus Zeugnissen der Dekabristen und ihrer Zeitgenossen unmittelbare Eindrücke gewinnen läßt. Der schweizerische Leser kann freilich die Quellen nur unvollkommen nach ihrem richtigen Wert klassieren, da ihm eine genauere Kenntnis der Personen und Umstände meist abgeht.

Hans Senn

Das europäische Revolutionsjahr 1848

An Veröffentlichungen über die Periode der 48er Revolution fehlt es heute ja nicht. Dennoch wäre es falsch, jede diesbezügliche Publikation mehr oder weniger blasiert beiseite zu legen, bloß weil man schon «etwas» darüber gelesen hat. Entscheidend ist in allen Fällen, ob die Beschäftigung mit der Vergangenheit in irgend einer Form die Beziehung zur Gegenwart lebendig werden läßt. Diese Bedingung hat auch *Walther Hofer* mit seinem im *Artemis-Verlag* erschienenen Heft: *Das europäische Revolutionsjahr 1848* erfüllt.

Der Verfasser führt uns in anregender Weise durch die verschiedenen, sich so ungemein ähnlichen Schaustücke in den europäischen Hauptstädten. Er beginnt mit der Februarrevolution von Paris, die vorerst erfolgreich die mürb gewordene Julimonarchie hinwegfegte, dann aber, wie es mit französischen Revolutionen eben zu gehen pflegt, weit über das ursprüngliche Ziel hinausschritt und in utopische Versuche hineingeriet. Dies rief die reaktionären Kräfte wieder auf den Plan, und über den bedauerlichen Höhepunkt einer blutigen Revolte endigte das so hoffnungsvoll Begonnene in der neuen Diktatur Napoleons III.

Die Pariser Revolution wurde beispielgebend nicht nur hinsichtlich ihres gelungenen Angriffs gegen das System der Restauration, sondern auch hinsichtlich ihrer kurzen Wirkung. Höchst anschaulich schildert Hofer diesen Sturm aus dem Westen, der Metternich in Wien zum Rücktritt zwang, Friedrich Wilhelm IV. in Berlin in höchste Not brachte und gleichzeitig die Österreicher aus Italien vertrieb, wie dann aber kaum ein Jahr später wieder alles ungefähr beim alten war, und lediglich noch einige Wahlreformen an die turbulenten Tage erinnerten.

Ein geistesgeschichtlich interessanter Essay über die Frankfurter Nationalversammlung bildet den Hauptteil. Der Verfasser sucht den Anstrengungen des vielverspotteten «Professorenparlaments» gerecht zu werden und schließt mit einer Diskussion der schicksalhaften Konsequenzen, welche aus dem Zerfall der deutschen Revolution resultierten. — Eine kleine Ergänzung sei zum Schluß noch angefügt: Es ist nicht ganz zutreffend, wenn Hofer in Anlehnung an Benedetto Croce sagt, der Reigen der europäischen Revolutionen sei am 12. Januar 1848 in Sizilien eröffnet worden. Hier darf die schweizerische Geschichtsschreibung in aller Bescheidenheit, aber auch mit aller Bestimmtheit darauf hinweisen, daß das Metternich'sche System zu allererst in der Schweiz, durch die rasche Beendigung des Sonderbundskrieges im Herbst 1847, durchbrochen worden ist — ein Faktum, das für Europa um so bedeutungsvoller wurde, da die Schweizer Reform, wie Hofer sehr richtig sagt, die einzige geblieben ist, die auch von Dauer war. Soweit dürfen wir Croce ruhig widersprechen. Er wird uns das nicht übel nehmen.

Sigmund Widmer

Stalingrad

Plivier hat das ungeheuerlichste militärische Verbrechen Hitlers der Welt plastisch vor Augen gerückt. Mit der Starrheit des Wahnsinnigen hat sich dieser stratège imaginaire über alle Grundsätze der Truppenführung und Menschlichkeit hinweggesetzt und die Paulusarmee für einen politischen Prestige- und Propagandaauftrag eingesetzt, um des Namens einer Stadt willen hinschlachten lassen. Der Autor malt ein blutigrotes Bild dieser nervenzerreibenden Folterung des deutschen Soldaten. So eindringlich ist seine Realistik, daß man glaubt, den markerschütternden Schrei des Opfers zu hören¹⁾.

¹⁾ Theodor Plivier: Stalingrad. Aufbau-Verlag, Berlin 1945, sechste Auflage

Plivier bezeichnet sein Buch als Roman. Dennoch soll es überzeugen und überzeugt stellenweise wie ein Tatsachenbericht; hier liegen Stärke und Gefahr des Buches. Viele Gefangenenaussagen und sonstiges Quellenstudium bilden, in Verbindung mit eigenem Erleben, die Basis für den Verfasser. Man findet treffend gezeichnete Details, bestechend echten Grundton, und doch: der historisch wertende Leser fühlt von der ersten Seite an und dann stetig verstärkt ein Unbehagen, weil in wesentlichen Punkten subjektive Gestaltung nicht der besseren Bildhaftigkeit dient, sondern politisch-tendenziös ist. Offenbar ist der Autor — wie seinerzeit Hitler — der Meinung, Kriegsgeschichte und politische Propaganda seien untrennbare Materien. Geleitet und verleitet von einer Hand, die viel geschickter als Remarque führt, gelangt der Leser z. T. zu Schlußfolgerungen, die nicht sein Bild von der historischen Wahrheit vervollständigen, sondern seine Weltanschauung beeinflussen sollen.

Der russophile Kommunist, ehemaliger Redaktor eines Organs des Matrosenrates von 1918, will *den* deutschen Offizier treffen, wobei er den Fehler begeht, schwarz in schwarz zu malen. Eine solche Schilderung trägt stets den Stempel der Unglaubwürdigkeit. Daß 1942 noch so viele psychologische Fehler in der Mannschaftsbehandlung und -betreuung vorgekommen sein sollen, wie der Autor behauptet, glaubt niemand, der sich nüchtern an eigene Erfahrungen erinnert. Der Verfasser vermischt in tendenziöser Art die Zeiten; er verlegt vielleicht wahre, vor dem ersten Weltkrieg mögliche Begebenheiten nach Stalingrad und erzeugt damit schiefe Bilder, die dem deutschen Offizier nicht gerecht werden. Es gibt hier keinen Stab, der moralisch sauber arbeitet; vom Major an aufwärts, sicher als Zahlmeister und sicher auch als Angehöriger eines Divisions-Stabes ist man egozentrisch, denkt nur an seine «Rohrplattenkoffer» und sucht nach einem trockenen Plätzchen. Dabei wird die positive Ausnahme völlig übergangen, so z. B. der Stab Strecker-Groscurth, XI. A.K. Deutlich ist die einseitige Quelle ersichtlich: die Aussagen des in jeder Lage über den Stab schimpfenden Frontkriegers, des «Landseers», oder auch der Kasino-Ordonnanz. Von dieser Seite aus sind in allen Kriegen ähnliche Vorwürfe oft berechtigt, ebensooft aber auch unberechtigt erhoben worden. Unterschiede in der materiellen Situation sind vielfach unnötig und zu tadeln, aber bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich. Der höhere moderne Stab kann im Frontgraben nicht mehr funktionieren. Nur einige wenige höhere Offiziere der unmittelbaren Kampffront finden Gnade vor Plivier. Dadurch wird der Vorwurf der Einseitigkeit nicht beseitigt, da der Landser dem Autor fraglos über diese Kommandeure begeisterte Schilderungen gemacht und die ganze Schuld an der Lage, an der schlechten Versorgung, der «Division» in die Schuhe geschoben hat. Gewiß entsprach der deutsche General vor Stalingrad nicht mehr der bisherigen Auffassung. Die durch den Nationalsozialismus verursachte «Dekompensation» des Offizierskorps hatte bereits weit um sich gegriffen. Des Autors 100prozentige Ausschußqualität bleibt dennoch gefährliche Entstellung.

Schwer wiegt der bei den Stäben aufgezeigte Mangel an Initiative in der Frage des Ausbruchs aus dem Kessel, bzw. der Kapitulation, wobei der Autor bezeichnenderweise nur die zweite Möglichkeit behandelt. Dieser Tadel ist berechtigt. Der Konflikt der Generalität wird aber verschwiegen. So erzielt Plivier eine vermehrte Belastung ihres Schuldkontos. Er täuscht den Leser darüber hinweg, daß die propagandistische Abschließung jeder Kampfgruppe *auch* den Frontgeneral in seinen Abschnitt bannte: auch für ihn blieb nur die Frontperspektive, aus der heraus es äußerst schwer war, als Konsequenz der Erkenntnis nationalsozialistischen Wesens, eine Umwertung aller althergebrachten soldatischen Werte vorzunehmen. Der Grundsatz der unerschütterlichen Verteidigung «bis zum Letzten» hat von jeher, gerade in anscheinend aussichtslosen Lagen, seine Bedeutung gehabt. Nur bei endgültigem Erlöschen der Entsatzaussicht oder dem Fortfall des Kampfzieles — Verteidigung des Landes — sollte, nach altem Grundsatz, die Fortsetzung der Ver-

1946, 135. Tausend. Rowohlt-Verlag, Hamburg-Stuttgart 1947, 100 000 Exemplare. — Das in der Schweiz nicht erhältliche Buch ist durch die Berner Hörspiel-Matinée vom 7. November 1948 bekannt geworden. Die Art der Darstellung unterstrich sichtbar die Tendenz des Kommunisten Plivier.

Redaktion

teidigung als sinnlos betrachtet und die Folgerung der Kapitulation gezogen werden. Dem «Grabenkämpfer», zu dem vor Stalingrad auch der Divisions-Kommandeur zählte, ist bisher nicht zugemutet worden, in dieser Lage einen Entscheid zu treffen. Die eingetretene Passivität darf nicht gerechtfertigt werden. Ebenso wenig darf man aber die Schwere des Entschlusses leugnen, vor allem bei Berücksichtigung der betäubenden Wirkung der unaufhörlich gerührten einseitigen Befehls- und Propagandatrommel auf die Front. Der politisch klarblickende Soldat hingegen befand sich in dem Dilemma, das Niederringen des Nationalsozialismus, nicht aber den Sieg der Russen zu wünschen, weil er sich über die Gleichartigkeit der Systeme und die Folgen eines bolschewistischen Triumphes klar war. Pliviers Beurteilung des «Problems» der Kapitulation ist auch aus folgendem Grunde unzureichend: Dem russischen Gegner gegenüber war die Waffenstreckung durchaus keine Lebensversicherung, sondern Glücksspiel. Wer verantwortungsbewußt seine Truppe führte, konnte sich nur schwer zu dieser Lösung entschließen, die so oft mit Mißhandlung, Hunger und Tod endete. Nach Ansicht des Autors scheint dagegen die Kapitulation das Ende aller Sorgen zu bringen.

Die Kapitulation einer *einzelnen* Einheit innerhalb der Armee — deutlich zwischen den Zeilen postuliert — hatte ihre schwerwiegende «kameradschaftliche» Schattenseite. Mit dem plötzlichen Ausfall der Verteidigung eines Abschnitts entstand für alle weiter in der alten Front Liegenden die Gefahr des ohne Gnade erteilten russischen Rückenschusses. Das vergißt Plivier, dürfte aber kein General vergessen. Immerhin blieb, nach zwangsweiser Ausschaltung der Armee, die Möglichkeit zur *gemeinsamen* Waffenstreckung, die mit fortschreitender Verengung des Kessels immer leichter realisierbar wurde und dennoch ungenutzt geblieben ist. Ein kaum zu entkräftender Vorwurf! Einschränkend ist nur zu sagen, daß der Generalität ein solcher Radikalismus — besonders mit dem Ziel der Waffenstreckung — wenig vertraut war und die Aussichtslosigkeit der Lage erst erkannt werden konnte, als sich alle ständig wiederholten Versprechungen des OKW über Luftversorgung und Entsatz als beispiellose Irreführung erwiesen hatten. Der Himmel aller Hoffnungen ist bei Plivier schon *vor* der Einkesselung mit unheilvollen Wolken verhangen — ein falsches Detail, das Tendenz und Expost der Darstellung augenfällig verrät.

Damit wird klar, — der Autor ist hier besonders unhistorisch — daß es vor allem an den Umständen entsprechenden Entschlüssen der *Armee* gefehlt hat. Paulus besaß mehr als Frontperspektive. Schmidt, sein Stabschef und ständiger Berater, der in restloser Parteilichkeit die Rolle des fanatischen Politruks beim Oberbefehlshaber einnahm, teilt mit ihm die Verantwortung für die Tatsache, daß es zu keiner Sprengung des Umfassungsrings gekommen ist. Der Ausbruch, zunächst durchaus noch möglich, war für den 25. November, also fünf Tage nach Einschließung, beschlossen und angeordnet, die begonnenen Bereitstellungen der Truppe hierzu wurden jedoch abgeblasen, als Hitler in seiner Überheblichkeit den Verbleib der Armee in Stalingrad und das «Abwarten von Entsatz» befahl. Paulus hat sich unter Schmidts Einfluß diesem Befehl gebeugt, weil er sich nicht durch offensichtlich berechtigtes Aufsagen des Gehorsams von altüberlieferten Bindungen lösen konnte.

Es ist heute kaum zweifelhaft, daß über die Errettung von 300 000 Mann hinaus der Ausbruch aus Stalingrad in Deutschland wie ein Fanal gewirkt und den Sturz des Diktators ausgelöst haben würde. Diese Chance hat Paulus ungenutzt verstreichen lassen. Dieser hochbegabte Offizier, der hundertfältig seine Entschlußkraft bewiesen hatte, versagte, verharrte «wie befohlen», eine Lösung, die sich vielleicht für Leutnant und Kompanie, nicht aber für die Stalingradarmee rechtfertigen ließ. Angesichts der weitgespaltenen Hauptfront einerseits und den berechenbaren Möglichkeiten der Luftwaffe andererseits war sowohl sofortiger Entsatz wie auch langdauernde Luftversorgung ausgeschlossen. Wodurch sind diese nüchternen, naheliegenden Überlegungen bei Paulus erstickt worden? War nur Schmidt mit seinem verbohrt Fanatismus oder auch Mangel an persönlicher Einsatzbereitschaft die Ursache? Der Antwort auf die menschlich und militärisch gleichermaßen schwerwiegende Frage nach den Motiven, nach der Schuld, ist Plivier nicht gewachsen. Sein blasses Bild von Paulus — ein indolenter Schwächling — ist Phantasie, geboren aus Haß gegen die Oberschicht, leichtfertige, verzerrende Strichelei. Den Plan zum Ausbruch berührt er überhaupt nicht. Ihm geht es nur darum, ein über

das andere Mal zu tadeln, daß Paulus sich nicht eher mit seinen Truppen in die fürsorglichen Arme der roten Armee begeben hat²⁾).

Paulus und Schmidt werden sich schwerlich gegen den Vorwurf verteidigen können, zu spät kapituliert zu haben. Ein Richtspruch, ausgerechnet aus dem russischen Lager, ist jedoch einigermaßen grotesk, wenn wir uns beispielsweise an den Riesenkessel von Kiew 1941 erinnern³⁾. Schwerer als die Verzögerung der Kapitulation wiegt die Tatsache, daß es an der Gewissenstreue gefehlt hat, um sich mit dem Ausbruch zu einem Entschluß York'scher Prägung durchzuringen.

Johann Dietrich von Hassell

Rätsel um Deutschland

Unter diesem Titel hat *Bernhard Schwertfeger* ein Buch über die zwölf Jahre des *Dritten Reiches* veröffentlicht, das vor allem eine Geschichte der Machtergreifung oder vielmehr der «Machterschleichung» ist. Wohl beginnen Schwertfegers Untersuchungen schon mit der «Vorgeschichte des Hitlerismus 1918 bis 1931» und führen bis zum Zusammenbruch von 1945; den weitaus größten Platz nimmt aber die Darstellung der Jahre 1932 bis 1934 ein: «Hitlers Aufstieg zum Reichskanzler 1932/33» und «Vom Reichskanzler zum Staatsoberhaupt»^{*)}.

Das Buch ist eine erstaunliche Leistung des heute über achtzigjährigen Generals, der den Fachleuten bis jetzt vor allem als Kriegshistoriker bekannt war. Wir denken vor allem an seine Bücher über den Weltkrieg, aber auch an seine umfangreiche Kommentierung der «diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871 bis 1914», die unter dem Titel «Ein Wegweiser durch das große Aktenwerk der deutschen Regierung» erschienen ist. Schwertfeger hat sich also längst ausgewiesen, daß er das Handwerk des Historikers versteht. Er durfte es wagen, die erste historische Darstellung der verhängnisvollen zwölf Jahre deutscher Geschichte zu versuchen. Schwertfegers Buch ist nicht einfach ein weiteres Glied in der schon fast unübersehbaren Kette von Büchern über das Dritte Reich, vielmehr eröffnet es eine neue Reihe, indem es grundsätzlich auf die wissenschaftliche Ebene gestellt sein will. Und demnach muß es auch beurteilt werden. Wohl beruhen Schwertfegers Untersuchungen auch noch «auf eigenem Erleben», vor allem aber «auf gewissenschaftlicher Verwendung aller bis heute erreichbaren Quellen». Das Buch ist als wissenschaftliche Leistung anzusprechen; die Vorbehalte, die gemacht werden müssen, betont der Verfasser selbst: die zeitliche Nähe der dargestellten Ereignisse und das lückenhafte Material. Doch bilden diese beiden Momente keineswegs unbedingte Hindernisse — der deutsch-amerikanische Historiker *Hans Rothfels* hat ja bereits den Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der deutschen Widerstandsbewegung gemacht^{**)!} Schließlich eignen diese beiden Momente ja jeder noch so wissenschaftlichen Darstellung: jede Historie ist perspektivisch, und welche könnte sich rühmen, absolute Vollständigkeit des Materials erreicht zu haben?! Es ist dies ein Ideal der Geschichtschreibung, dem bei den komplexen Strukturen moderner historischer Vorgänge immer weniger nachgelebt werden kann.

²⁾ Vergl. Ulrich von Hassell: «Vom andern Deutschland». Atlantis-Verlag, Zürich 1947, 3. Auflage, S. 296. Durch den Ausbruch der Paulusarmee sollte die Übernahme der Befehlsgewalt durch Kluge und Manstein und der Staatsstreich in Berlin ausgelöst werden.

Redaktion

³⁾ Anno 1941 ließ sich der russische Befehlshaber Kirponos bei Kiew mit 600 000 Mann einschließen und «zerreiben», ohne zu einem Entschluß zu kommen, weil Stalin seinem Rückzugsbefehl fernschriftlich widersprochen hatte. Den diesbezüglichen Befehl trug Kirponos in der Manteltasche, als er fiel. Er und Paulus sitzen im gleichen Boot. In diesem Boot fährt mehr oder weniger die Generalität aller totalitären Regierungen. Es ist Aufgabe der freien Staaten, dafür zu sorgen, daß ihre Truppenführer sich nie zu solcher Fahrt bereifinden.

Redaktion

^{*)} Bernhard Schwertfeger: Rätsel um Deutschland 1933 bis 1945. Carl Winter, Heidelberg 1947.

^{**)} Vergl. Besprechung Oktoberheft 1948, S. 476.

Was uns Schwertfeger bietet, ist eigentlich schon erfreulich viel. Er arbeitet mit allen dem modernen Historiker zur Verfügung stehenden Erkenntnismitteln: von rein rationaler Durchdringung und Entwirrung diplomatisch-politischer Vorgänge bis zu psychologisch-charakterologischer Betrachtung der Hauptfiguren und zur Rekonstruktion von dem, was wir Atmosphäre nennen. Gerade dies ist ein wichtiger Punkt: ohne Berücksichtigung der besonderen Atmosphäre, in welcher entscheidende Ereignisse des Dritten Reiches sich abspielten, sind diese für uns gar nicht mehr verständlich. Denken wir etwa an die «Potsdamer Komödie», wo ja Hitler das Kunststück fertig brachte, das «preußische Soldatentum» für die Ziele der nationalsozialistischen Bewegung einzufangen. Einen «Seelenbetrug sondergleichen» nennt Schwertfeger diese Zeremonie am Grabe Friedrichs des Großen. Mit Recht sieht er in diesem Vorgang einen der entscheidenden Durchgangspunkte auf dem Wege, der mit der völligen Auslieferung des deutschen Menschentums an Hitler endete. Auch andere Probleme erfahren durch Schwertfeger eine klare Durchleuchtung. So die Beziehungen Hitlers zur Schwerindustrie, die Rolle seiner Geldgeber, das Verhältnis von Partei und Reichswehr, also von Nationalsozialismus und preußischem Soldatentum — ein Fragenkomplex, in dessen Zentrum die Figur des «Alten Herrn» steht. In der Beurteilung dieser äußerst schwierigen Frage offenbaren sich Stärke wie Schwäche, Möglichkeiten wie Grenzen von Schwertfegers geschichtlicher Sehweise. Wohl ist er wie kaum einer — als hoher Offizier der alten kaiserlichen Armee — berufen, über das Wesen des preußischen Soldatentums zu sprechen, aber in dieser Berufung liegt doch zugleich auch eine Begrenzung. Deutlich schimmert so etwas wie eine Ehrenrettung des «preußischen Soldatentums» (nicht des Militarismus!) durch, wenn andererseits auch durchaus scharfe Urteile gefällt werden etwa über Blomberg, Ludendorff und auch Hindenburg. Aber gerade die Figur des Feldmarschall-Reichspräsidenten scheint doch zu gut wegzukommen — wenn man das harte Urteil Friedrich Meineckes damit vergleicht, der doch auch etwas weiß von preußischem Wesen und seiner Affinität zum Militärischen. Es ist zu hoffen, daß der angekündigte Prozeß gegen Hindenburgs Sohn — dessen verhängnisvolle Rolle in Schwertfegers Arbeit schon deutlich sichtbar wird — endlich etwas mehr Licht in dieses dunkle Kapitel deutscher Geschichte bringt.

Das Buch Schwertfegers gewinnt noch wesentlich an Wert dadurch, daß viele Reden, Erlasse, Gesetze und andere Dokumente im Wortlaut beigegeben sind*). Es sollte auch in der Schweiz verbreitet werden; zu der immensen Memoirenliteratur über dieses Thema, in der man sich kaum mehr zurecht findet, bildet es eine notwendige Ergänzung und in manchen Fragen eine wesentliche Klarstellung.

Walther Hofer

Wissenschaftliche Genealogie

Noch vor einem halben Jahrhundert stand die Genealogie, d. h. die Familienkunde im weitesten Sinne des Wortes, im Rufe einer ebenso undemokratischen, wie weltfremden Liebhaberei, die zudem mit dem Zeitgeist im Widerspruch stand. Die politischen Machthaber witterten reaktionäre Gelüste und die im neunzehnten Jahrhundert zumeist durch erfolgreiche Geschäftstätigkeit neu emporgekommene Gesellschaftsschicht hatte für derartige zurückliegende Dinge wenig übrig. Ganz allmählich kam es dann aber, begünstigt durch den wieder erwachten Heimatsinn, zu einem Umschwung. Das Vorurteil, als ob die Genealogie lediglich ein aristokratisches hobby sei, wurde nur schon insofern der Lüge gestraft, als sich die Familienkunde mehr und mehr auch in den Dienst bürgerlicher und bäuerlicher Geschlechter stellte, um sich als systematisch betriebene Wissenschaft auch mit biologischen und soziologischen Problemen zu befassen. Hand in Hand damit wurde der Interessentenkreis immer größer und beschränkte sich längst nicht mehr auf eine der Herkunft

*) Vergl. auch Schwertfeger: Hindenburgs Tod und der Eid auf den «Führer». Die Wandlung, 6. Heft, 1948, S. 563—577.

nach bevorzugte Schicht. Zeitschriften, Handbücher, Almanache, Stamm-, Ahnen- und Deszendenztafeln schufen eine reichhaltige Literatur, die sich nahezu auf alle Länder erstreckte.

Wissenschaftliche Genealogie. Eine Einführung in ihre wichtigsten Grundprobleme betitelt der sachkundige Verfasser seine neueste Abhandlung¹⁾. Die Arbeit entspricht um so mehr einem Bedürfnis, als sich die an und für sich vortrefflichen deutschen Lehr- und Handbücher mit Beginn der 1930er Jahre immer mehr in den Dienst des Nationalismus stellten und Hand in Hand damit einer Ideologie das Wort sprachen, die dem gesunden Menschenverstand widersprach. Die Ratschläge, die *Forst de Battaglia* unter Berücksichtigung der Arbeitsweise und Darstellungsform für die Anlage brauchbarer Familiengeschichten erteilt, sind um so wertvoller, als sie sich auf die neueste Forschungsmethode stützen unter Verzicht auf unnötigen Ballast. Mit Recht betont er, daß, zumal unter erbbiologischem Gesichtspunkte, der Ahnentafel weit größere Bedeutung zukommt, als der Stammtafel, die lediglich den Vaterstamm berücksichtigt. Dabei verschmähst er es auch nicht, Liebhabern königlichen Blutes zur Ermittlung des urkundlichen Abstammungsbeweises an die Hand zu gehen (S. 150). Dies immerhin unter dem Vorbehalt, daß die Zahl der Nachkommen eines Karl des Großen in die Tausende, ja Hunderttausende geht, so daß, zumal angesichts des starken proletarischen Einschlages, kein Grund zu irgendwelcher Überheblichkeit vorhanden ist.

Hübsch ist, was der Verfasser von Napoleon I. zu erzählen weiß. Als der damalige General Bonaparte die schöne Josephine Beauharnais heiraten wollte, war es ihm ein unangenehmer Gedanke, sechs Jahre jünger zu sein, als seine Auserkorene. So veranlaßte er dann, im Kirchenbuch von Ajaccio eine kleine Ausradierung vorzunehmen. Mehr als hundert Jahre später kam der Genealoge Kekule von Stradonitz der Sache auf die Spur und brachte die Mogelei ans Tageslicht.

Genealogischem Hof- und Gesellschaftsklatsch gegenüber, der zwar nur allzuoft ein Körnchen Wahrheit enthielt, mahnt er bei alledem zur Vorsicht. Dasselbe gilt gegenüber Fälschungen, wie sie in der genealogischen Literatur bis auf die jüngste Zeit immer wieder vorkommen.

Sehr beachtenswert ist des Verfassers reich kommentierte, wenn auch naturgemäß keineswegs vollständige genealogische Bibliographie nahezu aller Völker, Länder und Staaten, wie sie in solcher Ausführlichkeit bis heute gefehlt hat. Nur schon aus diesem Grunde gehört das Buch in alle größeren öffentlichen Bibliotheken und ist für den Freund der Genealogie ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Hans Schultheß

Psychologie

Rätsel der Seele

Jahrhunderte hindurch gehörten die «Rätsel der Seele» zum Gegenstand der Theologie und Philosophie. Dann wurden sie mit dem ständig vorwärtsschreitenden Materialismus immer mehr den Naturwissenschaften zugeschoben und als biologisch-physiologische Epiphänomene angesehen und untersucht. Es ist erfreulich, daß die Seelsorge sich heute darauf besinnt, — will sie nicht, daß die Seelen ihrer Sorge in wachsendem Maße entgleiten — daß sie sich dabei nicht mehr mit den bisherigen Vorstellungen und Methoden begnügen darf, sondern ein mit allen modernen Erkenntnissen der Psychologie ausgerüstetes Wissen nötig hat.

Neben den verschiedenen wissenschaftlichen und aufklärenden Werken aus der katholischen Geisteswelt, die im letzten Dezennium diesem Zwecke gewidmet waren, kann als eines der bestgelungenen und die Probleme am mutigsten anpackenden das von *Emil Spieß* herausgegebene über die *Rätsel der Seele* angesprochen werden²⁾. In seinem Zentrum steht die noch bei vielen umstrittene Konzeption des

¹⁾ Otto Forst de Battaglia: *Wissenschaftliche Genealogie. Eine Einführung in die wichtigsten Grundprobleme*. Sammlung Dalp, Band 57. Francke, Bern 1948.

²⁾ Gebhard Frei, Eduard Montalta, Emil Spieß und Alexander Wilwoll: *Rätsel der Seele. Studien zur Psychologie des Unbewußten*. Otto Walter AG., Olten 1946.

Unbewußten, die, seitdem sie um die Jahrhundertwende von Freud als erhellende und erfolgreiche Arbeitshypothese eingeführt wurde, aus keiner ernstesten Auseinandersetzung über das Leben und die Struktur der Psyche mehr wegzudenken ist. Der handliche Band vereint die Arbeiten von *Gebhard Frei*, *Eduard Montalta*, *Emil Spieß* und *Alexander Wilwoll*, die das Thema von der historischen, religionskundlichen und parapsychologischen Seite her in weitausholender Schau beleuchten. Der erste und letzte Abschnitt des Buches, von E. Spieß verfaßt, behandelt — leider zumeist aus zweiter und nicht immer bester Hand schöpfend! — die Theorien über das Unbewußte von Leibniz, als dem «ersten Vorläufer der modernen Lehren vom Unbewußten», bis E. von Hartmann, wobei besondere Aufmerksamkeit den Romantikern (Schelling, Schubert, Carus) geschenkt wird, und versucht sodann dessen Erscheinungsweisen und Auswirkungen unter den drei Gesichtspunkten: 1. Das Unbewußte in der Masse, 2. das Unbewußte in der schöpferischen Persönlichkeit, und 3. das Irrationale im historischen Erkennen, aufzuzeigen. — Im zweiten Abschnitt, der sich in seinem ehrlichen Streben nach Objektivität und seiner klaren Darstellungsart sehr vorteilhaft darbietet, bemüht sich A. Wilwoll, die «Rolle des Unbewußten im Aufbau des religiösen Erlebens» herauszuarbeiten. Der Schritt von Freud zu Jung, die Inhalte des persönlichen und kollektiven Unbewußten, vor allem die Archetypenlehre Jungs unter besonderer Berücksichtigung der «religiösen Urbilder», erfahren eine durchdachte Betrachtung. Die Einbeziehung des heiklen, weil in einem Netz von Aberglauben befangenen Gebietes der Parapsychologie in die Fragestellung nach dem Wesen und Wirken des Unbewußten als «jener Schicht der Seele, die mit paranormalen Fähigkeiten ausgerüstet ist», erweist sich im kritisch-mäßvollen Beitrag von E. Montalta, ob seiner Beschränkung auf gesicherte Tatsachen, als ebenso fruchtbar für die Zusammenschau scheinbar fernabliegender Gebiete wie der Versuch, den Zugang zu ihnen durch einen umsichtigen Katalog der parapsychologischen Begriffe in den Definitionen der wichtigsten einschlägigen Literatur dem Laien zu erleichtern. Auch der schöne, sauber gegliederte vierte Teil, in welchem Gebhard Frei, bekannt als ausgezeichnete und einfühlernde Führer auf den verschlungenen Pfaden der psychologischen Forschung, den Manifestationen des Unbewußten in den religiösen Bezirken des Ostens nachgeht, fügt sich sinnvoll in die Reihe. Er bringt eindrucksvolle Beweise über das Walten und die Eigenart des Unbewußten am Beispiel des indischen Yoga, jenem «Weg nach Innen», der durch die Belebung der unbewußten Kräfte und die «Aktivierung des rein geistigen Zentrums», des «Überbewußtseins» im Menschen, auf die Erfahrung der letzten Wirklichkeit, der «Unifikation des menschlichen Wesens mit Gott» hinzielt. Frei scheut sich aber auch nicht, die Bezüge von abseitigeren Bereichen, wie Fasten, Tanz, Musik, Hypnose, Telepathie, Telekinese, Rauschgifte, Magie oder der sog. «Feinstrahlung» zu seinem Kernthema aufzurollen und ergänzt seine Ausführungen in einem verdienstvollen Rundgang auf dem Gebiete des alten und neuen Schrifttums durch eine in sich geschlossene, gut geordnete Bibliographie von rund 2000 Werken über die Probleme des Unbewußten.

So bieten nicht nur die psychologischen Aspekte der christlichen und nicht-christlichen Mystik in ihren Übereinstimmungen einen willkommenen gemeinsamen Ausgangspunkt für die beabsichtigten Darlegungen, sondern auch die daraus gewonnenen Einsichten erweisen sich als eine geeignete Brücke, um die oft feindlich getrennten theologischen und psychologischen Standorte zu verbinden. Der beachtenswert freie Blick, den sich die Autoren durchgehend zu bewahren trachten, berechtigt zur Hoffnung, daß bei der Weiterführung einer richtigen Gemeinschaftsarbeit die einstens geeinten Pole von Religion und Wissenschaft sich auf einer neu eroberten Grundlage wieder vereinen lassen werden.

Jolan Jacobi

Die Psychologie der Übertragung

Die Anerkennung des Unbewußten als eines bestimmenden Faktors im Seelenleben des Menschen und der Traumdeutung als eines unentbehrlichen Mittels zu seiner Erforschung waren lange Zeit die einzigen Berührungspunkte zwischen der Freudschen Psychoanalyse und der analytischen Psychologie Carl G. Jungs. Das Werk C. G. Jungs über die *Psychologie der Übertragung* ermöglicht es, das Gespräch zwischen den beiden führenden Schulen der Tiefenpsychologie um das zentrale

Thema der Beziehung zwischen Arzt und Patient zu erweitern. Darum ist das Buch auch in erster Linie bestimmt für Ärzte und praktische Psychologen. Das Irrationale dieser Beziehung trägt die Gefahr in sich, das Thema durch die Sprache der Vernunft, d. h. der Begriffe zu verkürzen. Darum wurde von jeher der symbolische Ausdruck als der einzig adäquate empfunden, wenn es galt, über zwischenmenschliche Beziehungen existentieller Art Gültiges auszusagen. Solcher Art ist aber jede Begegnung, deren Ergebnis nicht nur das Bewußtsein angeht, sondern auch die dem Menschen selbst bisher nicht bewußten Möglichkeiten seiner Seele berührt und zur Auseinandersetzung veranlaßt. Diese Auseinandersetzung, die sich zwischen Arzt und Patient einerseits und im Selbst-Gespräch des Patienten andererseits abspielt, ist die Voraussetzung eines psychotherapeutischen Einflusses. Ihre Zugehörigkeit zum Gebiete des Eros geht daraus hervor, daß sie sich aller Bilder bedient, die zwischen Verliebtheit und Nächstenliebe über den Erdball verbreitet sind. Alle Liebe aber beginnt in der Familie, in der Verwandtschaft. Darum liegen diese Beziehungen auch allen andern zugrunde und werden in der Beziehung zum Arzte zu allererst evoziert. Der Arzt aber ist weder Vater noch Bruder noch Sohn, sondern ein Fremder, und so ergibt sich die ganze Spannung zwischen der Verwandtschaftslibido und der Anziehung oder Rivalität der Geschlechter. Die Bedeutung der Inzestliebe, die schon von Freud erkannt wurde, erhält ihre völkerkundliche Bestätigung durch die Untersuchungen des englischen Gelehrten John Layard, an denen Jung seine Gedankengänge erläutert.

Die Beteiligung der unbewußten Beziehungsvorgänge, die in der Psychotherapie die bedeutsamste Rolle spielen, legten es dem Erforscher der Alchemie aber nahe, seine Gedanken durch die Blume dieser Sprache auszudrücken. Was zunächst fremdartig berührt, erweist sich als eine glückliche Eingebung. Denn die alchemistische Bilderserie, die Jung gleichsam als Rahmenerzählung dient, ermöglicht ihm, die ganze Fülle seiner Erfahrungen zwangslos einzufügen. Und so wird dieses Buch nicht nur zu einer Fundgrube für den Praktiker, sondern zu einem *summing up*, einem Brennspiegel reichster Lebenserfahrung¹⁾.
Hans Bänziger

Psychologie im Konzentrationslager Theresienstadt

Den zahlreichen und vielartigen Schilderungen des Lebens in *Theresienstadt* folgt nun eine Psychologie dieses Lebens; ein neu- und einzigartiges Unternehmen. Der Verfasser ist einer der ersten Sachverständigen auf dem Gebiet der Philosophie und Psychologie, früher Professor in Halle und Prag. Er hatte mehr als drei Jahre Gelegenheit, die Ergebnisse seiner gelehrten Studien auf Grund eigener Erlebnisse nachzuprüfen *).

Da die Psychologie die Aufgabe hat, jedwede Einwirkung auf die Seele eines Menschen und die Reaktion dieser Seele auf ein ihn betreffendes Geschehen festzustellen, war die Beobachtung des Lebens (und Sterbens) von mehr als 100 000 unfreien Menschen dem Fachmann eine Fundgrube wissenschaftlicher Erkenntnisse. Der Autor hat sie auf engem Raume in der ihm eigenen, in vielen Vorträgen bewährten, glänzenden Anschaulichkeit und Geschliffenheit der Sprache zur Darstellung gebracht. Er hat viele Tatbestände, die an sich unerklärlich erschienen, psychologisch durchleuchtet und erklärt. Was er über die sogenannte Schizothymisierung der Charaktere und den daraus entspringenden völligen Wandel der Charakterveranlagung vorträgt, ist um so beachtlicher, als diese Erscheinung wahrscheinlich auch in Gefängnissen, belagerten Städten, auf Forschungsreisen, Polarexpeditionen und überall dort auftreten wird, wo größere Menschenmengen, weltabgeschieden und nur auf sich angewiesen, leben müssen; der Charakter, die Persönlichkeit, wandelt sich: der Mensch glaubt an jedes Gerücht, er stellt sich und anderen seine Vergangenheit anders dar, als sie gewesen ist, klammert sich an diese Vorstellung («Flucht in die Vergangenheit»), und malt sich seine Zukunft mit eigenen Visionen

¹⁾ Carl G. Jung: Die Psychologie der Übertragung. Erläutert anhand einer alchemistischen Bilderserie. Rascher, Zürich 1946.

*) Emil Utitz: Psychologie des Lebens im Konzentrationslager Theresienstadt. A. Sex, Wien I 1948.

völlig anders aus, als sie der Wirklichkeit entsprechen kann («Flucht in die Zukunft»), da die Hoffnung sein letzter Rettungsanker bleibt. Daraus erwachsen ganz sinnlose Lügen und Täuschungen Dritter, Eitelkeit und Größenwahn, Unehrllichkeit und Streitsucht*). Auch die Besonderheit des Lebens «unter dem Gesichtspunkt des Provisorischen» bietet dem Psychologen Anlaß zu geistvollen Betrachtungen. — Nicht alle Kapitel, in die Utitz seine Beobachtungen eingeteilt hat, sind gleichmäßig. Und er hat, bei der Überfülle des Stoffs, die Tatbestände auch nicht voll ausgewertet, vielleicht sogar einiges anders beobachtet als seine Leidensgefährten, zu denen der Berichterstatter gehörte. Um nur einiges zu nennen: bei der Schilderung jenes grausamen Zwangsmarsches von 30—40 000 Lagerinsassen an einem kalten Novembertage 1943 hat er andere Beobachtungen gemacht als die Mehrzahl der Teilnehmer, so daß sich ihm massenpsychologische Betrachtungen gar nicht aufdrängten. Von den z. T. heftigen Nationalitätengegensätzen im Lager, die trotz der Einheit des Schicksals und der Abstammung (sogar bis nach der Befreiung) stattfanden, nimmt der Autor zu Unrecht keine Notiz, obwohl sie zu völkerpsychologischen Bemerkungen reichlich Anlaß bieten würden. Auch in manchem anderen sind fühlbare Lücken festzustellen; am bedauerlichsten die, daß der großen Persönlichkeit des unbestrittenen geistigen Führers des Lagers, des Rabbiners Dr. *Leo Baeck*, nicht einmal Erwähnung getan wird, der durch seine vornehme Ruhe und Würde, seine stete Hilfsbereitschaft und außerordentliche Mühewaltung die unglücklichen Opfer des rasenden Nationalsozialismus immer wieder erhob und zum Durchhalten anspornte, ein Gelehrter und Weiser, der jüngst als «a saint for our time» neben Gandhi und Albert Schweitzer genannt wurde.

Bei aller Anerkennung der künstlerischen Darstellung und der glänzend geformten «aperçus» kann die Schrift in der vorliegenden Gestalt doch nur als ein erster Versuch oder Entwurf gewertet werden. Im Interesse der Wissenschaft sowohl wie der Überlebenden, aber auch zur Ehrung der Toten wäre es dringend erwünscht, wenn der Verfasser baldmöglichst eine verbreiterte und vertiefte, aber auch an einigen Stellen weniger subjektiv gefärbte Neuauflage folgen ließe, die auch einen genaueren Gesamteindruck über das wirkliche Geschehen gestatten würde. Je ausgebreiteter die Tatsachengrundlage, desto vollkommener wird die wissenschaftliche Ausbeute sein.

Fritz Rathenau

*) Ob letztere nicht auch, vielleicht sogar wesentlich, auf die schlechten Ernährungsverhältnisse zurückzuführen, also biologisch zu begründen ist, erörtert der Verfasser nicht.